

Der letzte Mohikaner



James Fenimore Cooper

Der letzte Mohikaner

Deutsche Bearbeitung
von Helga Parech



cbj



cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *München Super Extra* liefert
Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

I. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch September 2010

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2010 cbj, München

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

© 2002 by Verlag Carl Ueberreuter, Wien

Die amerikanische Originalausgabe erschien

1826 unter dem Titel »The Last of the Mohicans«

Umschlagabbildung und Innenillustrationen:

Dieter Wiesmüller

Umschlaggestaltung: Network!

Werbeagentur GmbH, München

im · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-570-22183-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*E*s war bezeichnend für die nordamerikanischen Kolonialkriege, dass die feindlichen Heere erst dann aufeinandertreffen konnten, nachdem sie eine gefährliche und fast unwegsame Wildnis überwunden hatten. Die französischen und englischen Gebiete waren durch riesige, anscheinend undurchdringliche Wälder getrennt. Die kühnen, abgehärteten amerikanischen Kolonisten und die militärisch geschulten Europäer, die an ihrer Seite kämpften, mussten sich oft monatelang gegen reißende Urwaldflüsse und über raue Gebirgspässe vorwärts arbeiten, bis es zum offenen Kampf kommen konnte. Diese Männer wetteiferten mit der zähen Geduld und der Selbstverleugnung der erfahrenen indianischen Eingeborenen und lernten bald jedes Hindernis besiegen. Kein Winkel in den Wäldern schien zu dunkel, kein Versteck zu einsam, um vor den Überfällen jener Männer sicher zu sein, die ihre Rache zu befriedigen suchten oder für die kalte und berechnende Politik der fernen Monarchen Europas kämpften. Die grausamsten und härtesten Kämpfe jener Zeit wurden zwischen dem Quellgebiet des Hudson und den benachbarten Seen ausgetragen.

Ein lang gestreckter, schmaler See, der Champlainsee, erstreckt sich von der kanadischen Grenze bis tief in die Nachbarprovinz New York hinein. Nahe an seinem südlichen Ende nimmt er den Ausfluss eines anderen Sees auf, dessen Wasser so klar war, dass

die Jesuitenmissionare es bei den Taufzeremonien der Indianer verwendeten; so erhielt der See allmählich den Namen »Lac du Saint Sacrement«. Aber die Englisch sprechenden Siedler benannten ihn nach ihrem regierenden König Georg und die in den Wäldern und an den Ufern des Sees hausenden Indianer nannten ihn »Horican«.

Jene Gegend war einst der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den französischen Siedlern Kanadas und den englischen Kolonien Nordamerikas. Die Franzosen drangen bis tief in die Schluchten des Allegheny-Gebirges vor, weil sie die strategischen Vorteile dieses Gebietes erkannt hatten, und errichteten an den wichtigsten Stellen Befestigungsanlagen und Forts, um die mit wechselndem Erfolg gekämpft wurde. Die Schwäche der militärischen Führer und die unentschlossene, widersprüchliche Politik des Mutterlandes machten jedoch die Engländer nicht länger zu gefürchteten Feinden. Erst vor kurzem hatten die einfachen Kolonisten, die an diesen Entwicklungen unschuldig waren, erlebt, dass ein bisher für unschlagbar gehaltenes englisches Heer von einer Handvoll Franzosen und Indianern fast aufgerieben wurde.

Im dritten Jahr dieses grausamen Krieges kam an einem Sommermorgen ein indianischer Kundschafter in das Fort Edwards, das die südliche Grenze des Berges zwischen dem Hudson und den Seen deckte. Er brachte die Nachricht, dass der französische General Montcalm mit einer Armee, »zahllos wie die Blätter an den Bäumen«, den Champlainsee herauftrücker, und überreichte dem Kommandanten, General Webb, gleichzeitig ein dringendes Ansuchen General Munros, der das Fort William Henry am Ufer des Heiligen Sees befehligte, um schnelle Verstärkung, da er sich allein zu schwach fühlte, den Franzosen zu widerstehen. Diese

Nachricht wurde im Fort Edwards ohne große Begeisterung aufgenommen; die englischen Truppen waren durch die vielen Misserfolge bereits sehr entmutigt.

Die Entfernung zwischen den beiden Forts betrug rund acht Kilometer. Der raue Pfad, der sie verband, war für Wagen passierbar; eine Truppenabteilung mit Tross und Waffen konnte den Weg leicht an einem Tag zurücklegen. Im Fort William Henry lag, wie schon erwähnt, der schottische General Munro mit einem einzigen Regiment; das Fort Edwards befehligte General Webb, Kommandant der königlichen Armeen in den nördlichen Provinzen. Er hatte mehr als fünftausend Mann zur Verfügung. Wenn er mit seiner ganzen Streitmacht Munro zu Hilfe eilte, könnte er den angreifenden Franzosen eine beträchtliche Macht entgegenstellen, die sich mit einem nicht viel stärkeren Heer von ihren Haupttruppen weggewagt hatten. Aber nach den vorausgegangenen zahlreichen Niederlagen wollten die Offiziere und Soldaten ihren mutigen Feind lieber innerhalb ihrer Festungsmauern erwarten, ohne den Versuch zu unternehmen, das weitere Vordringen des Feindes durch einen kühnen Angriff aufzuhalten.

Nachdem sich der erste Schrecken über jene Nachricht ein wenig gelegt hatte, verbreitete sich im Fort Edwards das Gerücht, dass am nächsten Tag ein Expeditionskorps von fünfzehnhundert Mann beim Morgengrauen zum Fort William Henry ausrücken sollte. Bald darauf erhielten die Truppen den Befehl, sich zum Abmarsch bereit zu halten. Es gab keinen Zweifel mehr über General Webbs Ansichten und einige Stunden lang herrschte ein eifriges Hin und Her. Erst bei Einbruch der Dunkelheit verebbte der Lärm im Lager und auch das letzte Licht erlosch endlich im Blockhaus irgendeines Offiziers. Bald lag tiefe Stille über dem ganzen Fort wie auch über dem Strom und den umgebenden Wäldern.

Am nächsten Morgen, als die Umrisse der hohen Fichten und Tannen sich am lichter werdenden wolkenlosen Himmel abzeichnen begannen, weckte lauter Trommelwirbel die noch in tiefem Schlaf liegende Armee. Im gleichen Augenblick war das ganze Lager auf den Beinen. Die ausgewählte Abteilung war bald marschbereit. Während die regulären und geschulten Soldaten stolz am rechten Flügel marschierten, nahmen die weniger gut ausgebildeten Kolonisten ihre bescheidenere Stellung am linken Flügel mit einer Gewandtheit ein, die ihnen durch lange Übung zur zweiten Natur geworden war. Die Patrouillen zogen ab, starke Begleitmannschaften deckten die schwerfälligen Gepäckwagen, und noch bevor die Sonne vollends am Himmel aufgegangen war, verließ das Hauptkorps das Lager. Immer leiser erklangen die Querpfeifen der abziehenden Truppen und allmählich waren die Soldaten ganz im Wald verschwunden.

Als der letzte Nachzügler schließlich außer Sichtweite war, wurden vor einem großen, bequemen Blockhaus, vor dem Schildwachen auf und ab gingen, ebenfalls Anstalten zum Aufbruch getroffen. Ein halbes Dutzend Pferde standen bereit, von denen zwei, ihrem Sattelzeug nach zu urteilen, für Frauen von vornehmerm Rang bestimmt waren. Ein drittes Pferd gehörte offensichtlich einem Stabsoffizier, während die übrigen Packsäcke trugen. In ehrerbietiger Entfernung hatten sich mehrere neugierige Zuschauer versammelt. Auch der indianische Kundschafter, der am Vortag die Nachricht von Montcalms Heranrücken überbracht hatte, stand, mit Tomahawk und Messer ausgerüstet, bei den Pferden. Die allgemeine Unruhe machte wenig Eindruck auf ihn. Mit Gleichmut blickte er starr ins Leere.

Unter den Neugierigen fiel ein seltsam aussehender Mann auf, der merkwürdig unproportionierte Gliedmaßen hatte. Sein Kopf

war breit und seine Schultern schmal. Die Arme waren lang und schlotternd und die Beine dünn und mager, jedoch außerordentlich lang. Die ziemlich unordentliche Kleidung unterstrich noch seine Unbeholfenheit. Ein himmelblauer Rock mit kurzen Schößen und einem niedrigen Kragen ließ einen langen, dünnen Hals sehen. Eng anliegende gelbe Nankinghosen waren an den Knien mit weißen Schleifen befestigt und baumwollene bunte Strümpfe und versilberte Schuhe vollendeten den komischen Anblick. Ein breitkrepiger Hut, wie er früher von Geistlichen getragen wurde, krönte die Figur und gab dem gutmütigen, jedoch etwas einfältig wirkenden Gesicht eine gewisse Würde. Dieser Mann stolzierte vor dem Quartier des Generals unter der Dienerschaft herum und äußerte freimütig Lob oder Tadel über die bereitstehenden Pferde. Seine Sprache war altmodisch und blumig. Endlich wandte er sich auch an den schweigend dastehenden Indianer und betrachtete ihn verwundert, doch dieser schaute ihn nur ein einziges Mal kurz und forschend an, bevor er sich wieder verächtlich und finster abwandte.

In diesem Augenblick entstand Bewegung unter den Dienern, man hörte Frauenstimmen und gleich darauf führte ein junger englischer Offizier zwei Damen zu den Pferden. Die Jüngere ließ einen Augenblick ihr zartes Gesicht, ihre blonden Haare und ihre hellblauen Augen sehen, als ihr Schleier vom leichten Morgenwind zur Seite geweht wurde. Sie dankte freundlich lächelnd dem jungen Offizier, der ihr in den Sattel half. Die andere Dame war dicht verschleiert; sie wirkte ruhiger und reifer als ihre Begleiterin. General Webb war auf der Schwelle seines Blockhauses stehen geblieben. Der Offizier und die Damen verabschiedeten sich von ihm, wendeten ihre Pferde und ritten dann langsam, von ihren Dienern begleitet, zum nördlichen Tor des Forts. Sie leg-

ten diese kurze Strecke schweigend zurück. Nur als der indianische Läufer lautlos an ihnen vorbeiglitt und seinen Platz an der Spitze des Zuges einnahm, stieß die jüngere der beiden Damen einen leisen Schrei aus. Die andere lüftete in der ersten Überraschung ihren Schleier und warf dem Indianer einen erschrockenen und verwunderten Blick zu. Ihr Haar war glänzend schwarz, die Haut jedoch hell. Ihr Gesicht war sehr regelmäßig und schön. Sie lächelte gleich darauf über ihren Schrecken, brachte ihren Schleier wieder in Ordnung und ritt schweigend weiter, wie jemand, der, in Gedanken verloren, wenig auf das achtet, was um ihn herum vorgeht.

2

Die jüngere der beiden Reiterinnen hatte sich ebenfalls schnell von ihrem Schrecken erholt und wandte sich scherzend an ihren Begleiter: »Sind solche Gespenster häufig in den Wäldern zu sehen, Heyward? Dann werden Cora und ich unseren ganzen Mut zusammenehmen müssen, auf den wir so stolz sind, bevor wir noch dem gefürchteten Montcalm begegnen.«

»Dieser Indianer dient als Späher in unserem Heer und ist ein tapferer Krieger«, erwiderte der junge Offizier. »Er hat sich freiwillig angeboten, uns auf einem wenig bekannten Pfad schneller und angenehmer zum See zu führen, als wenn wir der langsamen und schwerfälligen Truppe folgten.«

»Mir gefällt er nicht!«, erklärte das Mädchen mit Nachdruck. »Aber ich nehme an, dass Sie ihn kennen, nicht wahr, Duncan, sonst würden Sie sich ihm nicht so freiwillig anvertrauen.«

»Sagen Sie lieber, Alice, dass ich Sie dieser Führung sonst nicht anvertrauen würde. Ich kenne ihn; er ist zwar ein Kanadier, aber er hat bei unseren Freunden gedient, den Mohikanern, die zu den sechs verbündeten Stämmen gehören. Er soll durch einen seltsamen Umstand zu uns gekommen sein, bei dem Ihr Vater übrigens eine Rolle gespielt hat. Man sagt, der Wilde sei hart behandelt worden. Doch ich habe die Geschichte vergessen. Es ist ja auch einerlei. Jedenfalls gehört er jetzt zu den Unsrigen.«

»Wenn er ein Feind unseres Vaters gewesen ist, so kann ich ihm noch weniger trauen!«, rief das Mädchen erschrocken. »Bitte, sprechen Sie mit ihm, Heyward, damit ich seine Stimme hören kann. Es erscheint Ihnen vielleicht töricht, aber ich glaube daran, dass man aus der Stimme eines Menschen seinen Charakter erkennen kann.«

»Ich würde ihn vergeblich anreden, Sie werden höchstwahrscheinlich nur einen Ausruf von ihm zu hören bekommen. Obwohl er sicher Englisch versteht, wird er es jetzt doch nicht sprechen. Aber halt, er bleibt stehen! Wir haben sicher den Pfad erreicht, auf dem er uns zum Fort führen will.«

Die Vermutung des Majors war richtig. Als sie an die Stelle kamen, wo der Indianer auf sie wartete, wies er in das Dickicht, das hinter der Straße begann. Ein schmaler, düsterer Pfad wurde sichtbar, der gerade breit genug für eine Person war.

»Von hier geht also unser Weg ab«, sagte Major Heyward mit leiser Stimme. »Zeigen Sie kein Misstrauen, Alice, denn Sie locken damit nur die Gefahr herbei, die Sie so fürchten.«

»Was hältst du davon, Cora?«, fragte Alice zögernd. »Wenn wir mit der Truppe reisen würden, würde ich mich sicherer fühlen.«

»Sie kennen die Indianer zu wenig, Alice«, meinte Heyward,

»und übersehen die wirkliche Gefahr. Wenn unsere Feinde schon bis in die Berge vorgedrungen sind, was unwahrscheinlich ist, da unsere Patrouillen noch umherstreifen, so werden sie sicher zuerst die Kolonne angreifen, wo die meisten Skalpe zu erbeuten sind. Den Indianern ist auch bekannt, welchen Weg unsere Truppen nehmen, während wir unsere Reiseroute erst vor einer Stunde festgelegt haben.«

»Sollen wir dem Mann nur deshalb misstrauen, weil seine Sitten nicht die unseren sind und seine Haut dunkel ist?«, fragte Cora kühl.

Ohne zu antworten, versetzte Alice ihrem Pferd einen leichten Schlag mit der Reitgerte und folgte als Erste dem Indianer auf dem dunklen Pfad durch das dichte Unterholz. Der junge Offizier schaute Cora bewundernd an und versuchte, ihr einen Weg durch das Dickicht zu bahnen. Die Diener aber folgten weiter der Straße, auf der die Truppen marschiert waren. Diese Vorsichtsmaßregel hatte der indianische Führer gewünscht, um damit die wenigen Spuren der kleinen Reisegesellschaft zu verwischen.

Einige Minuten ritt die kleine Gruppe schweigend durch das Unterholz, bis sie schließlich in einen dunklen Hochwald kamen. Hier ging es leichter voran und der Indianer setzte sich daraufhin in einen raschen Trab. Plötzlich hörten sie gedämpften Hufschlag hinter sich, Heyward und seine Begleiterinnen hielten gleichzeitig die Pferde an und sahen sich nach dem unerwarteten Gefährten um.

Gleich darauf tauchte ein junges falbes Pferd zwischen den hohen Bäumen auf. Diesem Füllen folgte eine Stute, auf der eine merkwürdige Gestalt ritt. Es war jener Mann, der im Lager mit seinem komischen Aussehen Heiterkeit und Aufsehen erregt hatte. Auch zu Pferd wirkte er grotesk. Er trieb seine Stute ununter-

brochen an, die bald zu galoppieren, bald zu traben schien. Heyward konnte beim besten Willen nicht feststellen, in welcher Gangart das Tier tatsächlich lief. Die Bewegungen des Reiters waren ebenso lächerlich wie die seines Pferdes. Bei jedem Sprung des Tiers hob sich seine Gestalt in den Steigbügeln hoch und sank gleich danach wieder auf dem Sattel ganz in sich zusammen.

»Suchen Sie jemanden hier?«, fragte Heyward lächelnd, als der Fremde nahe genug war. »Ich hoffe, dass Sie keine schlechten Nachrichten überbringen!«

»So ist es«, antwortete der groteske Reiter vieldeutig und schwenkte seinen dreieckigen Hut hin und her, um sein Gesicht abzukühlen, während er seine Zuhörer im Zweifel ließ, was er nun eigentlich mit seiner Antwort sagen wollte. Als er wieder Atem geschöpft hatte, fuhr er fort:

»Ich hörte, dass Sie zum Fort William Henry reiten. Da ich auch auf dem Weg dahin bin, nahm ich an, dass eine gute Gesellschaft den Wünschen beider Teile entsprechen würde.«

Heyward, dem dieses Zusammentreffen lästig war, antwortete nur kurz: »Wenn Sie zum See wollen, so haben Sie Ihren Weg verfehlt. Die Straße liegt mindestens einen Kilometer hinter uns.«

»Ja, das weiß ich«, erwiderte der fremde Reiter ungerührt. »Ich bin eine Woche in Fort Edwards gewesen und müsste stumm sein, wenn ich mich nicht nach dem richtigen Weg zum See erkundigt hätte. Wenn ich aber stumm wäre, könnte ich meinen Beruf an den Nagel hängen.« Er lächelte, weil seine Zuhörer sein Wortspiel offenbar nicht verstanden hatten, und fuhr fort: »Es ist auch nicht klug für einen Mann in meinem Beruf, sich mit jenen Leuten allzu vertraut zu stellen, die er unterrichten muss. Deshalb folgte ich nicht der Truppe, sondern habe mich ent-

schlossen, einem Gentleman, wie Sie es sind, Gesellschaft zu leisten.«

»Das ist ein höchst eigenmächtiger und voreiliger Entschluss«, rief Heyward, der nicht wusste, ob er wütend werden oder dem Fremden ins Gesicht lachen sollte. »Sie sprachen von Ihrem Beruf? Sind Sie vielleicht als Fechtlehrer bei der Truppe tätig?«

Der Fremde betrachtete ihn einen Augenblick, als müsste er erst den Sinn seiner Worte erfassen, dann antwortete er feierlich und demütig zugleich: »Ich erhebe auf keine höheren Gaben Anspruch als auf meine geringe Kenntnis des Psalmensingens.«

»Dieser Mann ist offensichtlich ein Schüler Apollos und ich nehme ihn unter meinen besonderen Schutz«, rief Alice erheitert. »Schauen Sie nicht so finster drein, Heyward! Lassen Sie ihn um meinetwillen mit uns reisen. Außerdem«, fügte sie etwas leiser hinzu, »haben wir auf diese Weise vielleicht einen Freund gewonnen, der uns im Notfall beistehen kann.« Bei diesen Worten warf sie einen Blick auf Cora, die ihrem schweigsamen Führer gefolgt war.

»Glauben Sie denn, Alice, dass ich Sie einer Gefahr aussetzen würde?«

»Nein! Natürlich nicht! Ich denke auch gar nicht an eine Gefahr, aber vielleicht könnte uns dieser Mann mit ein paar Liedern unterhalten.« Sie sah den jungen Offizier bittend an, bis dieser seinem Pferd die Sporen gab und mit ein paar Sätzen wieder an Coras Seite war.

»Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen«, sagte nun Alice zu dem Fremden und winkte ihn an ihre Seite. »Ich würde gern mit einem erfahrenen Meister über Musik plaudern.«

Der Psalmensänger unterhielt sich nun mit Alice über Psalmen

und Choräle und schlug einen mehrstimmigen Gesang vor, bei dem auch Heyward mitsingen sollte.

Alice unterdrückte ein Lachen und meinte dann: »Der Major hat sicher einen schönen Bass, doch fürchte ich, dass er mehr Soldatenlieder als Choräle kennt.«

»Gott gab dem Menschen die Stimme, damit er sie gebrauchen und nicht missbrauchen soll!«, antwortete der Psalmensänger tadelnd. Er zog ein Buch aus der Tasche, setzte sich eine in Eisen gefasste Brille auf die Nase und begann, mit klarer, voller Stimme einen Choral zu singen. In der Stille des Waldes klang seine Stimme ungewöhnlich laut. Der Indianer flüsterte Major Heyward sofort etwas in gebrochenem Englisch zu. Darauf winkte der Offizier dem Fremden und bat ihn aufzuhören.

»Wenn wir auch nicht in Gefahr sind, so müssen wir doch vorsichtig sein. Verzeihen Sie mir daher, Alice, wenn ich den Herrn bitten muss, seinen Gesang für eine bessere Gelegenheit aufzuschieben.« »Und mir hat das Lied so viel Vergnügen bereitet«, antwortete das Mädchen verärgert. »Sie zerstören mir mit Ihrem Bass meine Träumereien!«

»Ich weiß zwar nicht, was Sie als meinen Bass bezeichnen, ich weiß nur das eine, dass ich Cora und Sie nicht in Gefahr bringen will. Ihre Sicherheit ist mir wichtiger als ein Musikstück von Händel!«, entgegnete Heyward leicht verletzt. Plötzlich warf er einen scharfen Blick auf ein dichtes Gebüsch am Wegrand und musterte dann argwöhnisch den Indianer, der ungestört weitertrabte. Gleich darauf lächelte Heyward im Geheimen über sich selbst, da er eine glänzende Waldbeere für die Augen eines Wilden gehalten hatte. Er ritt wieder an Coras Seite und setzte das unterbrochene Gespräch mit ihr fort.

Kaum war jedoch die kleine Gesellschaft außer Sichtweite, als

sich die Zweige jenes Gebüsches teilten, das den Argwohn Heywards erregt hatte. Ein dunkles, wildes Gesicht wurde sichtbar, über das ein triumphierendes Lächeln glitt.

3

Am gleichen Tag saßen zwei Männer an den Ufern eines kleinen, reißenden Flusses, etwa eine Tagesreise von Webbs Lager entfernt. Die Dämmerung war allmählich eingebrochen, und die Hitze, die den ganzen Tag über den Wäldern gebrütet hatte, wich einer feuchten Schwüle.

Schweigen lastete über der Landschaft. Die Stille wurde nur von den leisen Stimmen der Männer unterbrochen, vom trägen Klopfen eines Waldspechts und dem dumpfen Rauschen eines fernen Wasserfalls.

Einer der beiden Männer war ein Indianer, der andere ein Europäer. Der Indianer saß auf einem bemoosten Stamm, er sprach mit ruhigen und ausdrucksvollen Gebärden. Sein nackter Oberkörper war schwarz-weiß bemalt, der kahl geschorene Kopf trug nur die Skalplocke und als einzigen Schmuck eine Adlerfeder, die über die linke Schulter herabhing. Im Gürtel steckten ein Tomahawk und ein englisches Skalpiermesser, quer über den nackten Knien lag ein kurzes Gewehr, eine Waffe, mit der die Engländer ihre indianischen Bundesgenossen ausrüsteten.

Der Gefährte des Indianers war ein hochgewachsener weißer Mann, dessen Gestalt die seit frühester Jugend ertragenen Strapazen verriet. Obwohl er zartgliedrig gebaut war, wirkte er doch kräftig; jeder Nerv und jeder Muskel schien gespannt und abge-

härtet durch den ständigen Kampf mit den Gefahren der Wildnis. Er trug einen grünen Jagdrock mit gelben Fransen und eine Fellmütze, die typische Kleidung der Grenzbewohner. In seinem Gürtel steckte ebenfalls ein Messer, jedoch trug er keinen Tomahawk. Seine Mokassins waren nach der Art der Eingeborenen bunt verziert, darüber hatte er Gamaschen aus Hirschleder. Über der Schulter hatte er eine Jagdtasche und ein Pulverhorn hängen. Seine lange Büchse, die von den Indianern für die gefährlichste aller Waffen gehalten wurde, lehnte an einem Baum. Die Augen des Mannes waren lebhaft, sein Blick aufmerksam und unruhig, als ob er ständig nach einem Wild oder einem Feind Ausschau hielt. Doch war sein Gesicht dabei ohne Verstellung, offen und redlich.

»Mein Stamm war der Vater von vielen Völkern«, erzählte nun der Indianer, »und in meinen Adern fließt das Blut der Häuptlinge. Doch wo ist mein Volk nun? Vor vielen Jahrzehnten kamen die Holländer in unser Land, das an den Ufern des großen Wassers lag. Schritt für Schritt drängten sie mein Volk von der Küste zurück, und ich, der ich der Häuptling meines Stammes bin, habe seitdem die Sonne noch nie über dem großen Wasser aufgehen sehen. Noch nie habe ich die Gräber meiner Väter besucht! Meine Brüder sind tot, alle sind sie eingegangen in die Ewigen Jagdgründe. Ich stehe auf dem Gipfel des Berges und muss hinabsteigen ins Tal; und wenn einst Unkas meinen Schritten folgt, so ist niemand mehr übrig von meinem Stamm. Mein Sohn ist der letzte Mohikaner meines Stammes.«

»Unkas ist hier«, sagte plötzlich eine tiefe Stimme dicht an seiner Seite. »Wer fragt nach Unkas?«

Gleich darauf trat ein junger indianischer Krieger geräuschlos zu den beiden Männern und setzte sich an das Ufer des reißenden

den Flusses. Einige Minuten verharrten alle drei in Schweigen, ohne Neugier oder Ungeduld zu verraten.

»Wagen die Mingos wieder, sich in diesen Wäldern blicken zu lassen?«, fragte der ältere der beiden Indianer schließlich.

»Ich war auf ihrer Fährte«, antwortete Unkas, »und ich weiß, dass ihre Zahl so groß ist wie die Finger an meinen beiden Händen; aber sie verbergen sich wie Feiglinge.«

»Die Diebe lauern auf Skalpe und auf Beute, Chingachgook!«, sagte jetzt der Weiße. »Montcalm wird bestimmt seine Späher noch bis in unser Lager senden, um herauszubekommen, welchen Weg wir einschlagen!«

»Du hast Recht, Falkenauge, aber wir werden sie vertreiben wie das Wild in diesen Wäldern. Ich glaube, wir sollten jetzt essen und morgen den Mingos zeigen, dass wir Männer sind.«

»Ich bin zu beidem bereit. Wenn wir die Mingos aber schlagen wollen, müssen wir zuerst die Späher und Spione finden und aus ihren Verstecken treiben. Und wenn wir essen wollen, müssen wir Wild haben. Hinter jenem Gebüsch dort kommt ein kapitaler Hirsch den Hügel herunter. Nun, Unkas«, fuhr Falkenauge flüsternd fort und lachte lautlos dabei, »ich wette um mein ganzes Pulverhorn, dass ich den Hirsch zwischen die Augen treffe, und zwar näher dem rechten als dem linken Auge.«

»Das ist unmöglich«, rief der junge Indianer. »Von dem Hirsch sind nur die Geweihspitzen zu sehen. Das ist kein Ziel!«

»Du bist wirklich noch ein Kind«, versetzte der Weiße kopfschüttelnd. »Ja glaubst du denn, dass ein Jäger sein Ziel verfehlen darf, wenn er nur einen Teil des Tieres sieht?« Er wollte nach seinem Gewehr greifen, aber Chingachgook riss es ihm blitzschnell aus der Hand.

»Falkenauge, willst du mit dem Schuss die Mingos herbeiholen?«, rief er.

»Du hast Recht, Chingachgook! Ich muss den Bock deinem Pfeil überlassen, Unkas. Wenn ich schieße, könnte ich das Tier töten, bloß um die roten Spitzbuben damit zu füttern.«

Sofort warf sich Unkas auf die Erde und kroch unendlich vorsichtig auf den Hirsch zu. Dann legte er einen Pfeil an und gleich darauf hörte man das Schwirren der Sehne. Der verwundete Bock stürzte aus seinem Versteck hervor, Unkas wich dem Geweih des wütenden Tieres aus, sprang zur Seite und stach ihm das Messer in die Kehle. Der Bock brach am Ufer zusammen.

»Hugh!«, rief Chingachgook, wandte sich aber schnell um, wie ein Jagdhund, der die Fährte des Wildes wittert.

»Bei Gott, das muss ja eine ganze Herde Hirsche sein!«, rief Falkenauge begeistert. »Wenn sie sich so weit nähern, dass eine Kugel sie treffen kann, dann werde ich es wagen, einen Schuss abzugeben. Aber man sieht die Tiere noch nicht, man hört nur ihr Getrampel. Was meinst du, Chingachgook?«

»Hier ist nur ein Hirsch und der ist tot«, antwortete der Indianer. Er bückte sich, bis sein Ohr fast den Boden berührte. »Ich höre nur Fußtritte und Pferdehufe. Das sind Pferde der Weißen!« Chingachgook erhob sich würdevoll und nahm wieder seinen Platz auf dem Baumstrunk ein. »Falkenauge«, sagte er, »es sind deine Brüder, sprich du mit ihnen.«

»Das werde ich tun! Hallo, wer kommt da?«, rief Falkenauge und hob die Büchse.

Der Wildpfad, dem die kleine Gruppe aus Fort Edwards bis jetzt gefolgt war, führte an diesem Punkt zu jener Lichtung, auf der die drei Waldläufer sich gelagert hatten.

»Wer ist da?«, rief Falkenauge nochmals.

»Freunde des Königs«, antwortete der erste der Reiter, der nun auf die Lichtung herauskam. Es war Major Heyward. »Wir sind seit Tagesanbruch unterwegs, haben nichts gegessen und sind beinahe erschöpft.«

»Also habt ihr euch verirrt«, unterbrach ihn der Jäger.

»Sie haben vollkommen Recht, wir sind vom Weg abgekommen und wissen nicht mehr weiter. Können Sie uns nicht sagen, wie weit es noch bis zum Fort William Henry ist?«

»O Gott, da haben Sie sich aber arg verirrt«, rief nun Falkenauge unwillkürlich lachend. »Wenn Sie Freunde des Königs sind und Geschäfte bei der Armee haben, so wäre es wohl am besten, Sie ziehen den Fluss abwärts zum Fort Edwards und tragen Ihre Angelegenheit dem General Webb vor, der dort auf die Franzosen wartet, statt sie in ihre Schlupfwinkel zurückzutreiben!«

Bevor Heyward eine Antwort geben konnte, sprengte der Psalmsänger seitwärts durch die Büsche hervor und lenkte sein Pferd auf Falkenauge zu. »Wie weit haben wir denn bis Fort Edwards?« fragte er. »Wir verließen das Fort heute am frühen Morgen und wollten zum Quell dieses Sees.«

»Dann müssen Sie Ihre Augen früher verloren haben als den Weg, denn der Weg nach Fort William Henry ist gut fünf Meter breit durch den Wald geschlagen worden und ist jetzt eine prächtige Straße, fast wie in London!«

»Wir wollen nicht über den Weg streiten«, erwiderte Heyward, »ich sagte Ihnen doch schon, dass wir uns verirrt haben. Ein indianischer Führer wollte uns auf einem Abkürzungsweg nach Fort William Henry bringen. Er scheint aber die Gegend doch nicht so gut zu kennen, und nun wissen wir nicht mehr, wo wir uns befinden.«

»Ein Indianer sollte sich in den Wäldern verirrt haben? Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte Falkenauge zweifelnd. »Die Mittagssonne über den Bäumen, die Flüsse, das Moos am Ufer, alles sagt ihm, wo nachts der Polarstern steht. Die Wälder sind voll von Wildfährten, die zu den Flüssen führen. Ich kann es einfach nicht glauben, dass sich ein Indianer zwischen dem Horican und dem Hudson je verirren sollte. Ist es ein Mohikaner?«

»Nicht von Geburt, aber er ist in diesen Stamm aufgenommen worden. Ich glaube, er ist weiter nördlich geboren und gehört zu den Irokesen.«

»Hugh!«, riefen die beiden Indianer, die bis dahin unbeteiligt dagesessen hatten, jetzt aber aufsprangen.

»Ein Irokese!«, wiederholte der Kundschafter und schüttelte bedenklich den Kopf. »Aus einem Irokesen kann man nie etwas Besseres machen als einen Wegelagerer und Vagabunden. Wenn Sie sich einem Irokesen anvertraut haben, dann wundere ich mich nur, dass ihr noch nicht mehreren begegnet seid!«

»Da besteht wohl keine Gefahr«, antwortete Heyward, der bereits etwas ungeduldig wurde. »Fort William Henry liegt noch viele Meilen vor uns. Ich habe Ihnen doch bereits erklärt, dass unser Führer jetzt in unserer Armee dient. Sagen Sie mir lieber, wie weit es noch bis Fort Edwards ist?«

»Das wird ganz davon abhängen, wer euer Führer ist. Ihr Pferd

scheint mir recht gut zu sein. Es kann sicher ein hübsches Stück Weges zurücklegen.«

»Ich will mich nicht mit Ihnen streiten, mein Freund«, beschwichtigte nun Heyward. »Wenn Sie mir die Entfernung bis Fort Edwards angeben können und mich dahin begleiten wollen, so werde ich Ihren Dienst gut entlohnen.«

»Und wenn ich das tue«, entgegnete Falkenaue, »woher weiß ich dann, ob ich nicht einen Feind, einen Spion Montcalms ins Fort bringe? Nicht jeder, der englisch spricht, ist ein ehrlicher Mensch!«

»Wenn Sie, wie ich annehme, in unserer Armee als Kundschafter dienen, dann kennen Sie sicherlich auch das sechzigste Regiment des Königs.«

»Natürlich! Sie können mir kaum etwas über die englischen Truppen erzählen, was ich nicht schon wüsste, wenn ich auch einen Jagdrock statt einer Uniform trage.«

»Dann kennen Sie auch den Namen des Majors dieses Regiments!«

»Den Major!«, unterbrach ihn der Jäger stolz. »Wenn jemand in dieser Gegend den Major Effingham kennt, dann bin ich es!«

»Das Regiment hat nicht nur einen Major. Der, den Sie kennen, ist der Rangälteste. Ich aber spreche von dem Jüngsten, der in Fort William Henry befehligt.«

»Ja, richtig! Ich habe gehört, dass ein reicher junger Mann aus einer der südlichen Provinzen die Stelle erhalten hat. Er ist jung, viel zu jung, um erfahrenen Männern zu befehlen. Aber er soll gar kein schlechter Soldat sein!«

»Was immer er auch sein mag, er steht jetzt vor Ihnen und Sie brauchen daher keinen Feind in mir zu fürchten.«

Falkenauge betrachtete Heyward einen Augenblick erstaunt, dann zog er seine Mütze und antwortete, noch immer zweifelnd: »Ich habe gehört, dass heute Morgen eine Kolonne vom Fort zum See aufgebrochen ist.«

»Sie haben richtig gehört. Ich wählte aber den kürzeren Weg und nahm einen Indianer als Führer.«

»Und hat er Sie absichtlich einen falschen Weg geführt und ist dann verschwunden?«

»Keineswegs, denn er ist noch immer bei uns.«

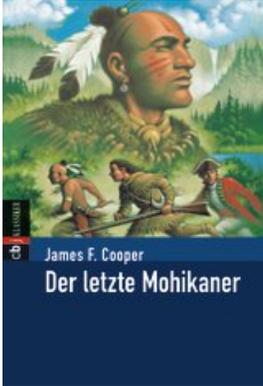
»Ich hätte gute Lust, mir diesen Kerl näher anzusehen. Wenn er ein Mingo ist, erkenne ich ihn sofort!«, antwortete der Kundschafter, ließ Heyward stehen und folgte dem Pfad, auf dem der Offizier gekommen war.

Nach einigen Schritten traf Falkenauge auf die beiden jungen Mädchen, die den Ausgang der Unterhaltung ungeduldig abwarteten. Hinter ihnen lehnte der indianische Späher an einem Baum; er verzog keine Miene, als ihn Falkenauge musterte. Sein Blick war aber düster und wild.

Als Falkenauge wieder zurückging, blieb er einen Augenblick bei den Mädchen stehen und beantwortete das Lächeln und den Gruß Alices mit einem offenen und freundlichen Blick. Sobald er wieder bei Heyward war, sagte er: »Ein Mingo ist und bleibt ein Mingo und weder die Mohikaner noch irgendein anderer Stamm können ihn ändern. Wären wir allein, könnte ich Sie in zwei Stunden zum Fort Edwards führen, denn es ist nicht sehr weit von hier. Aber mit den Mädchen ist das unmöglich.«

»Weshalb denn? Sie sind etwas müde, aber auf die paar Meilen kommt es ihnen bestimmt nicht an!«

»Es geht nicht! Nachts würde ich nicht eine Meile in Gesellschaft dieses Roten durch die Wälder gehen, und wenn ich das



James Fenimore Cooper

Der letzte Mohikaner

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-570-22183-9

cbj

Erscheinungstermin: August 2010

Unkas, der letzte Mohikaner, und Falkenauge sind den feindlichen Huronen auf der Spur, die die Tochter des Generals Munroes verschleppt haben. Wird es ihnen gelingen, das Mädchen zu retten?